





Alaska
(United States)

R u s s i a n d

PAZIFISCHER

Mongolei
C h i n a

OZEAN

INDISCHER

OZEAN

A u s t r a l i e n

PAZIFISCHER

OZEAN

k t i s

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



Gütersloher Verlagshaus. Dem Leben vertrauen

Joachim Fuchsberger

Bis an seine Grenzen und darüber hinaus

Erinnerung an unseren Sohn Thomas

Gütersloher Verlagshaus

INHALT



- 6 **Unser Sohn**
Danke, Tommy!



- 24 **Kuba**
Als Diabetiker auf der Zuckerinsel



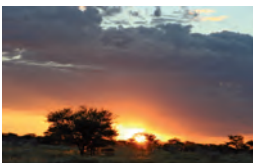
- 42 **Vanuatu**
Das »Mallorca für Australier« im Südpazifik



- 60 **Guatemala**
Eine wunderbare Herausforderung



- 70 **Costa Rica**
Drahtseilakt im Dschungeltakt



- 78 **Australien**
Einmal Känguru, bitte



- 90 **Russland**
Skorpione in Moskau



- 100 **Laos**
Sabei Dee Luang Prabang



- 108 Ecuador
Oktoberfest mit Coca Cola im Maßkrug



- 122 Galápagos-Inseln
Ruhig – frei – glücklich



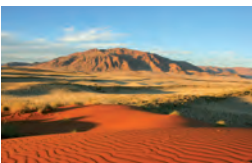
- 132 Peru
Faszinierende Orte des Sich-Findens



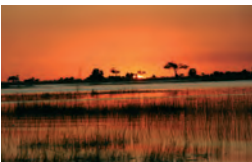
- 146 Jordanien
Welcome to Jordan



- 162 Indien
Unermesslicher Reichtum – unvorstellbare Armut



- 174 Namibia
Atemberaubend schön

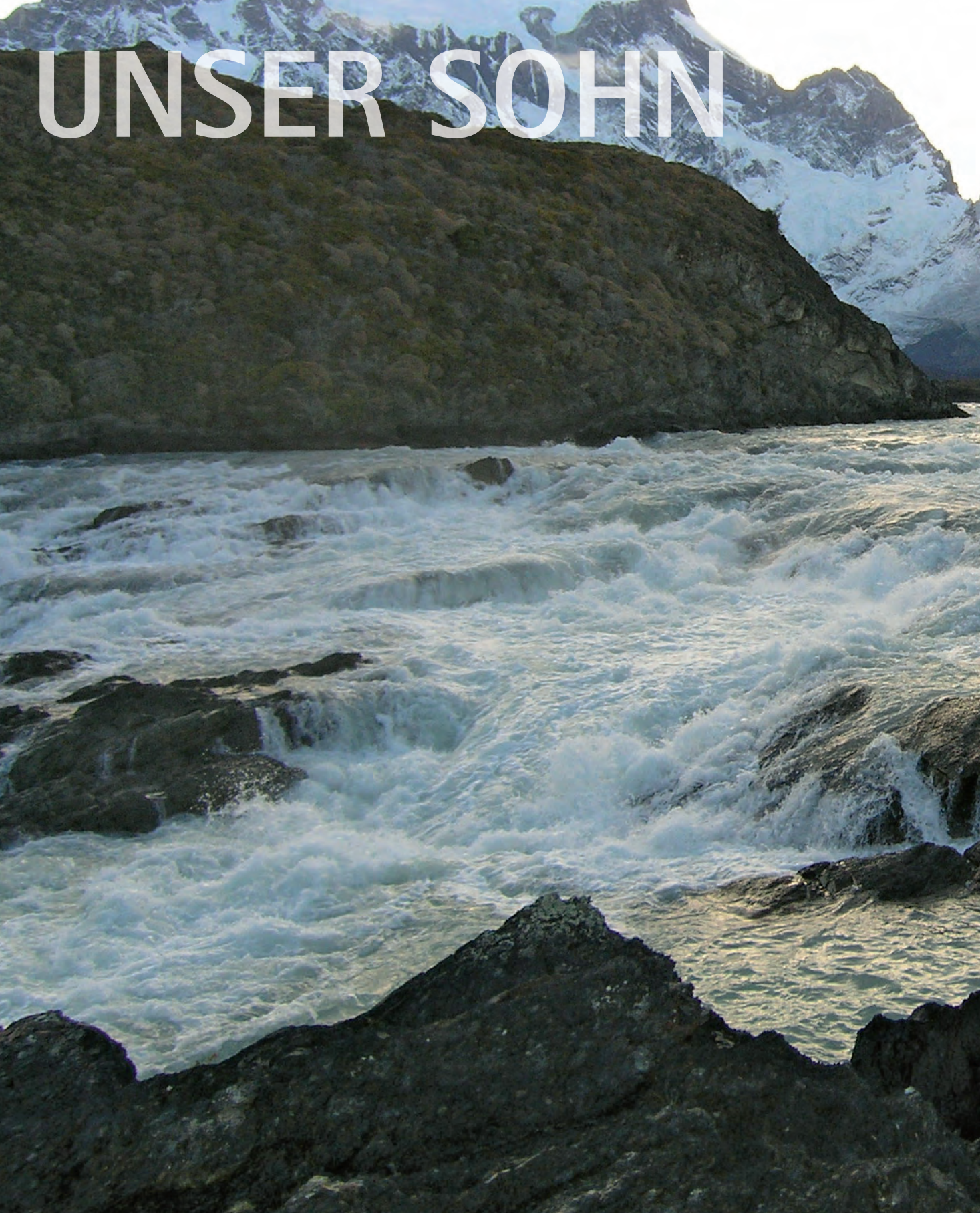


- 186 Botswana
Vom Elefanten geküsst

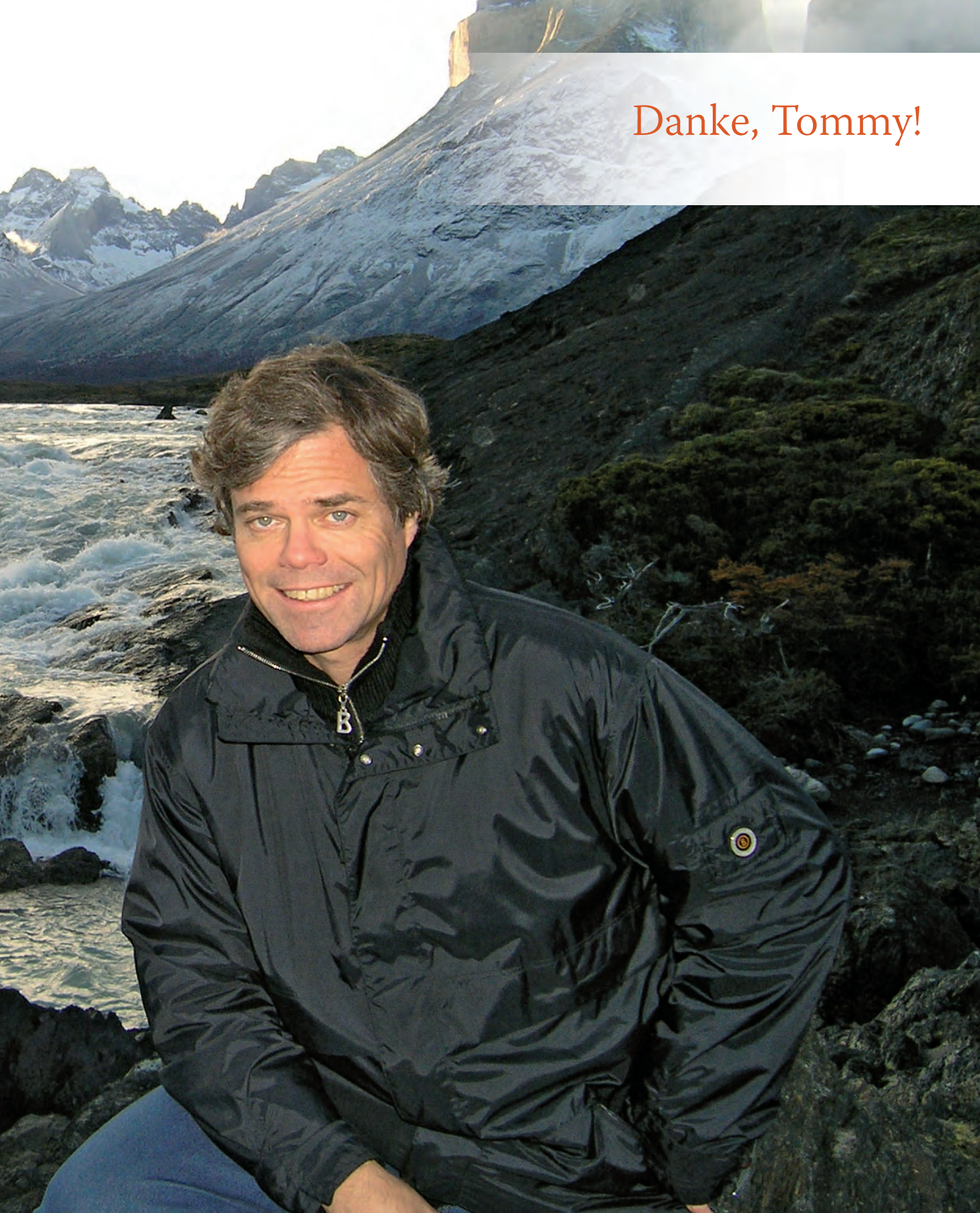


- 198 *Was bleibt*
200 *Biografie*

UNSER SOHN



Danke, Tommy!



Er saß schräg vor mir, neben ihm auf dem Tisch zwei leere Flaschen Mineralwasser. Automatisch griff er nach einer, stellte fest, dass sie leer war, stand auf, um sich eine neue aus dem Kühlschrank in der Küche zu holen.

»Die Nacht wieder durchgemacht?«, maulte ich hinter ihm her.

Er grinste. Väterliche Einwürfe dieser Art nahm er nicht sonderlich ernst.

»Eigentlich nicht, vielleicht zu scharf gegessen.«

Die nächste Flasche war schon bald wieder leer. Sein Kopf fiel manchmal nach vorn auf die Brust, so als ob er plötzlich einfach wegschlafte.

Nur kurz, dann war er wieder voll da.

Er schien nach so einem Wegschlafen besonders aufgekratzt, als wollte er demonstrieren, dass er »gut drauf« ist.

»Keine Ahnung, wovon ich so müde bin«, sagte er.

Sein Durst regte einen Verdacht in mir.

»Geh rauf an unseren Medizinschrank, da sind Teststreifen. Pinkel mal über einen drüber!«

»Das Ding ist dunkelgrün geworden«, sagte er, als er zurückkam. Automatisch griff er nach der Flasche.

Es war so gegen 20.30 Uhr. Das Abendprogramm im Fernsehen war gerade angelaufen. Es interessierte uns nicht mehr. Der Hausarzt musste her.

»Bringt ihn ins Schwabinger Krankenhaus, ich sage denen, dass ihr kommt. Wir treffen uns dort!«

Ergebnis der Untersuchung: Unser Sohn Thomas ist hochgradig zuckerkrank.

»Juveniler Diabetes mellitus. Zur Stunde befindet er sich in einem Zustand kurz vor dem Koma.«

»Von der Nadel kommt er nie mehr los ...«, sagt der Stationsarzt.

Es war im Jahr 1977. Diabetiker-Papst Professor Dr. Hellmut Mehnert, Chefarzt im Schwabinger Krankenhaus, bestätigte später den bedenklichen Zustand unseres Sohnes und versetzte uns in Angst und Schrecken. Thomas nahm die Nachricht relativ gelassen auf, ich stand da wie vom Donner gerührt, seine Mutter weinte.

Warum muss ausgerechnet uns das passieren? – Falsch! Ganz falsch! Es betrifft Millionen Menschen in der Bundesrepublik. Millionen Schicksale. Millionen Zuckerkrankte, und noch mal Millionen, die noch gar nicht wissen, dass sie dazugehören. Für alle, die es erfahren, ist der Augenblick der Diagnose ein Schock. Viele zweifeln, ob sie es schaffen, ihr Leben, ihre lieb gewordenen Gewohnheiten radikal zu ändern.

Man darf nicht mehr teilhaben an vielem, was Spaß macht. Ist das so? Nein und dreimal nein! Es ist nicht so. Diabetiker erliegen leicht dem Irrtum, sie seien unheilbar krank und ab sofort zu einem unendlichen Leidensweg verurteilt. In Wirklichkeit sind sie nur »bedingt gesund« – solange sie sich an das halten, was die vermaledeite Krankheit nun mal verlangt. Das hatte unser Sohn sehr schnell begriffen. Und er hat kein Geheimnis daraus gemacht. Anders als viele seiner Diabetes-Kollegen. Nein, er ging mit seiner Krankheit völlig normal um und machte es sich damit leichter. Kein heimliches Spritzen auf der Toilette. Ganz offen, am Tisch, auch mitten im Lokal. Sah ihm jemand dabei interessiert zu, grinste er zurück und meinte lakonisch: »Toll, was!?!«

»Ich nehme nicht mehr Teil am Selbstmord mit Messer und Gabel« wurde zu seinem Gebot. Damit erfüllte er eine der Grundregeln, mit der man den Diabetes in den Griff kriegen kann. Wir alle mussten umdenken, umlernen. Kochen und backen zum Beispiel. Gundel ließ nicht locker, bis es ihr gelang, einen perfekten Kuchen ohne Zucker zu backen. Gar nicht einfach, glauben Sie mir.

Sehr schnell war klar, dass Tommy den falschen Beruf hatte. Das unregelmäßige Leben eines Musikers war das Gegenteil von dem, was er brauchte. Er trieb das Problem auf die Spitze, wollte ein Globetrotter werden. Wollte die Welt kennen lernen, in all ihren Facetten, ihren Unterschieden zwischen Arm und Reich, zwischen Luxusgeschöpfen und Habenichtsen, zwischen über- und unterentwickelten Ländern und Kontinenten, zwischen Schwarz, Weiß und Gelb, zwischen Diktaturen und Demokratien. Er wollte ganz einfach wissen, ob er das schafft!

Wie war unser Sohn? Ich will ganz von vorne anfangen. An einem glühend heißen Sommertag, es war der 5. August des Jahres 1957, habe ich zitternd die aufregendsten Stunden meines Lebens durchstanden. In einem Vorzimmer zum Kreißsaal der Wohlfahrtsklinik in Gräfelfing bei München. Als es – nach einem notwendigen Kaiserschnitt – endlich so weit war, legte mir die Schwester oder Hebamme, auf jeden Fall war sie sehr nett, ein in feinstes Weiß gewickeltes Bündel mit den Worten in den Arm: »Hier ist dein Vater!« Da war er, unser geplantes Wunschkind, für dessen Leben wir ab sofort die Verantwortung übernehmen sollten und wollten. Seine Mutter und ich waren

keineswegs der Meinung, alle Babys sähen aus wie Winston Churchill. Wir fanden ihn richtig hübsch und wohl geraten. Und das war er auch – wenn wir allen, denen wir unseren Stammhalter stolz präsentierten, glauben durften. An seiner Entwicklung nahm selbst die Münchener Polizei Anteil. Die Beamten des Streifenwagens ISAR 1 kamen des Öfteren auf einen Kurzbesuch in unsere Wohnung im 9. Stock in Schwabing. »Kurze Kontrolle«, sagten sie, »ob alles in Ordnung ist mit eurem Neuzugang!« Zu zweit schlichen sie ins Kinderzimmer. Unser Sohn lag ausgestreckt auf dem Rücken, beide Ärmchen nach oben, friedlich schlafend. Plötzlich öffnete er die Augen, sah die über ihn gebeugten Ordnungshüter und grinste sie fröhlich an. Der Größere von beiden, ich glaube, er hieß Horst Lademann, richtete sich auf und meinte: »Na, der wird richtig. Grinst die Polizei frech an. Ich muss ihn gebührenpflichtig verwarnen, wegen widerrechtlichen Öffnens der Augen im Schlaf!«

Gundel und ich waren uns einig: Unser Sohn ist ein Teil von uns, ganz und gar, angewachsen sozusagen. Wo wir sind, wird auch er sein, wenn es möglich ist. Nur selten konnte ich »meine Familie« zu Filmproduktionen nicht mitnehmen. Das war nicht leicht, aber der Beruf verlangte es.

Meine Filmkarriere hatte gerade mit »08/15« und »Der letzte Mann« begonnen, Tommy war gerade mal zwei Jahre alt. Eines Tages erschreckte er uns zu Tode. Auf dem Balkon unserer Wohnung im 9. Stock stand er plötzlich auf seinem Dreirad, lehnte sich vergnügt über das Geländer und betrachtete begeistert den Verkehr auf der Leopoldstraße. »Nichts wie weg hier«, sagte Gundel, »lass uns ein Grundstück suchen, irgendwo im

Grünen. Er soll zu ebener Erde aufwachsen.« Wir fanden ein erschwingliches Waldgrundstück in Grünwald, bauten mit Hilfe der Bausparkasse ein »steuerbegünstigtes Wohnhaus«, in dem wir seit 53 Jahren auch heute noch wohnen.

Unser Thomas-Michael, genannt Tommy, entwickelte sich prächtig, stapfte mit größter Lust im Bauschlamm herum und meinte, seine kleine Sandschüppe schwingend: »Ich muss helfen!«

Wenn er später, auf der Terrasse, sein kleines Tretauto zum wiederholten Mal an die Wand gedonnert hatte, meinte er: »Die Reparatur ist kaputt!«

Bei einem Mittagessen im Restaurant auf der Zugspitze entfernte er empört die Petersilie auf dem Wiener Schnitzel mit dem Ausruf: »Ich ess doch keine Blumen!« Und als wir ihm hilfreich das Fleisch in kleine Portionen schneiden wollten, wollte er auch das »lleine!« Das war sein Lieblingswort und hieß natürlich »Allein!«

Schon als Kind wollte er alles allein machen. Der große Heinz Rühmann schenkte ihm eines Tages einen kleinen Koffer mit Spielwerkzeug. Hammer, Zange, Meißel, Raspel – alles aus Holz. Des Komödianten Dank für meine Hilfe, seinen Sohn Peter zum Piloten auszubilden. Aber unser Sohn hatte keine rechte Verwendung für das Geschenk. Bis wenig später Handwerker einen Schaden an einer Mischbatterie im Badezimmer reparierten, Wand an Wand mit Tommys Kinderzimmer. Entschlossen holte unser Sohn den Rühmann'schen Werkzeugkoffer und hackte fröhlich die Wand auf seiner Seite auf. Er wollte wieder »allein helfen!«.

Bei einem unserer gemeinsamen Luftausflüge in einer viersitzigen »Böl-



kow 107« rappelte das Flugzeug beim Start über die holprige Grasrollbahn. Tommy, noch keine vier Jahre alt: »Papi, dein Flieger klappert! Hast du einen Schraubenzieher dabei?«

Auch sehe ich ihn noch im Londoner Hyde Park, bei einem Konzert der Horseguards. Als Fünffähriger stand er fasziniert vor dem Musikpavillon und dirigierte perfekt im Takt. Gundels Erbe. Von ihr hat er seine Musikalität. Mit zehn Jahren war er kaum vom Klavier zu vertreiben. Wer konnte damals ahnen, dass er ein erfolgreicher Komponist werden würde?

Gundel und ich wollten immer, dass unser Sohn an allem teilnimmt, was unsere Familie betrifft. Auch an Ereignissen, die sich kindlichem Verständnis entziehen. Zum Beispiel bei der Auflösung meiner verschuldeten Immobiliengesellschaft. Gundel machte ihm klar, dass wir so ziemlich alles verloren hatten, dass wir pleite waren. Ich saß am Schreibtisch und dachte über das Desaster nach. Tommy schlich sich an, ich hörte ihn nicht kommen.

Plötzlich legte er seine Arme von hinten um mich: »Papi, Mami hat gesagt, dass wir jetzt arm sind. Du brauchst mir kein Taschengeld mehr zu geben!« Mit zehn Jahren wechselte Tommy vom Albert-Einstein-Gymnasium auf die Munich International



School. Die war damals noch erschwinglich, und es war sicher die beste Entscheidung, was die schulische Ausbildung unseres Sohnes betraf. Bis zu seinem Tod hielt er Kontakt zu einigen seiner Klassenkameraden, die auf der ganzen Welt verstreut leben.

Neben der Musik entdeckte er bald die Welt der Fotografie.



Als Chefsprecher der Olympischen Spiele 1972 in München konnte ich ihm einen Ausweis besorgen, der ihm den Zugang zu allen Bereichen ermöglichte. Und das nutzte er weidlich aus – bis er Prinzessin Anne auf der Ehrentribüne zu nah auf den Pelz rückte und von Sicherheitsbeamten energisch zurückgepiffen wurde. Da war er fünfzehn Jahre alt und erlebte mit uns die Schrecken des terroristischen Überfalls auf das olympische Dorf und den Tod der israelischen Sportler und der deutschen Polizisten.

Tommy wurde Gundel immer ähnlicher. Äußerlich: kleine Nase, große, blaue Augen. Innerlich: schnurgeradeaus, zu keiner Lüge fähig. Auch zu keiner diplomatischen. Er beschönigte nicht, sondern skizzierte mit scharfen Augen und scharfem Verstand. Irgendwo heißt es: »Vom Vater hat er die Statur, von Mütterchen die Frohnatur!« Was unser Sohn aber ebenfalls von seiner Mutter hatte, war der unbeugsame Wille, durchzusetzen und zu erreichen, was er sich vorgenommen hatte. Seiner Mutter vertraute er sich auch eher an als mir. Vielleicht wollte er mich während meiner Arbeit nicht mit seinen Problemen belasten, wenn er welche hatte.

Sicher gab es eine Zeit, in der er darunter litt, »der Sohn von ...« zu sein. Wir haben uns darüber unterhalten. Bei diesen Gesprächen wurde immer deutlich, dass wir weniger als Sohn und Vater miteinander sprachen, sondern viel mehr als Freunde.

Als sich herausstellte, dass ihm die Munich International School keinen in Deutschland anerkannten Abschluss bieten konnte, also kein Abitur, ging er nach Beendigung seiner MIS-Schulzeit auf eine Vorbereitungsschule für ein Externes Abitur am Münchener Klenze Gymnasium. Trotz eines vollkom-

men anderen Lehrplanes machte er seine Reifeprüfung. Wir waren sehr stolz auf ihn.

Lange vor seinem zwanzigsten Geburtstag zeigte er deutlich, dass er seinen Kopf vornehmlich zum Denken benutzte. Er ließ keinen Zweifel daran, was er wollte, und zeigte vielleicht noch deutlicher, was er nicht wollte. Eine umfassende akademische Ausbildung auf dem Konservatorium war nicht seine Sache. Er wollte Musik machen und das tat er. Er gründete eine Band. Mit seinem Freund Camilo, einem hochbegabten Pianisten, ging er nach Boston auf das Berklee College of Music, um Jazz in seinem Ursprungsland zu studieren. Das führte ihn später zu seiner ersten aufwendigen Plattenproduktion mit amerikanischen Jazz-Stars in die Country-Music-Hochburg Nashville.

Als Pianist und Leadsänger lernte er das harte Musikerleben von der Pike auf kennen. Das ging schon los mit der Suche nach einem geeigneten Proberaum. Wer will schon so eine ›Radaustruppe‹ in unmittelbarer Nähe haben? Das war Gundels und meine große Chance. Wir boten den Keller unseres Hauses in Grünwald als Probenstudio an. »Habt ihr eine Ahnung, was da auf euch zukommt?«

So weit es ging, ließen wir Decken und Wände in einem Kellerraum schalldicht abdämpfen, was sich allerdings nur teilweise bewährte. Schlagzeug, vor allem aber Bass und E-Gitarre dröhnten und vibrierten durchs Haus. »Sie sind weg von üblen Kneipen und von was weiß ich noch allem ...«, sagte Gundel und spielte die behütende Käseglocke. Die Jungs waren begeistert. Sie begriffen ganz schnell, dass Gundel so eine Art »Bandmutter« war, die die jungen





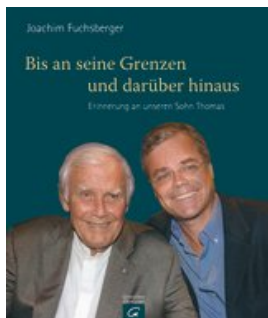
Genies nach Strich und Faden verwöhnte. Und wir Alten spürten sehr schnell, wie wertvoll das Miteinander der Generationen für uns war. Das Verständnis füreinander begründete damals, vor dreißig Jahren, Freundschaften zwischen Jung und Alt, die bis heute, über Tommys Tod hinaus, Bestand haben.

Aus dieser Zeit im heimischen Keller, aus den Erzählungen der Jungs über die Schwierigkeiten und die vielen »Aufs und Abs« im launischen Musikgeschäft entstand vor allem ein fruchtbarer Gedankenaustausch zwischen Vater und Sohn. Tommy hielt mich »up to date«, was in der Szene los war, wer im Musikgeschäft den Ton angab, wer gut in meine Shows passen würde. Die Samstagabendshow »Auf los geht's los!« mit Stars aus der ganzen Welt war oft nach seinem Geschmack ausgerichtet. Mein Sohn hat mir zu großen Augenblicken in meinen Shows verholfen. Am Erfolg der zweihundertfünfzig ausverkauften Vorstellungen des Theaterstücks »Der Priestermacher« hatte seine Musik großen Anteil. So schrieb er auch die Musik zu einundzwanzig Dokumentarfilmen »Terra Australis«.

Danke Tommy!

Ein Musikproduzent rief eines Tages an: »Ich habe zwei Musiker auf der Suche nach Erfolg. Einen schwarzen und einen weißen. Tut euch zusammen und schreibt was!« Innerhalb von zwanzig Minuten war eine Idee geboren, die ein Hit in den Charts wurde: »Black and White!« Patrick Gammon und Thomas Fuchsberger traten als PATTO erfolgreich auf – bis ... bis Patrick, vormals Pianist bei Tina Turner, ausflippte. Drogen und die Auswirkungen davon brachten dem interessanten Duo PATTO ein relativ schnelles und jähes Ende.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Joachim Fuchsberger

Bis an seine Grenzen - und darüber hinaus
Erinnerung an unseren Sohn Thomas

Gebundenes Buch, Pappband mit Schutzumschlag, 208 Seiten,
19,5 x 24,0 cm

ISBN: 978-3-579-06678-3

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: Oktober 2011

Das Vermächtnis von Thomas Fuchsberger – ein Buch, das Mut macht

- Mit Thomas Fuchsberger rund um die Welt
- Ein Buch, das allen Mut macht, die einer schweren Erkrankung trotzen müssen
- Der Trauer Ausdruck geben – der letzte Dienst des Vaters für den Sohn

Diabetes ist eine schwere Erkrankung, die das Leben bedrohen kann. Aber: Sie ist eine Krankheit, mit der man gut leben kann. Vieles machen und noch mehr erreichen kann.

Thomas Fuchsberger erhielt im Alter von gut 20 Jahren die Diagnose. Doch statt sich von dem Schock lähmen zu lassen, hat er seinem Schicksal auf imponierende Weise die Stirn geboten: Er wurde erfolgreicher Komponist, Fotograf, Produktionsassistent, Musikproduzent und »Globetrotter«. Er bereiste nahezu die ganze Welt unter dem Motto: »Geht nicht, gibt's nicht!« Mit seinen Reiseberichten wollte er zeigen, dass die Zuckerkrankheit ihn nicht daran hinderte, auch die schwierigsten Umstände und Abenteuer zu meistern.

»Das vorliegende Buch ist das Vermächtnis unseres Sohnes. Er wollte mit seinen Erfahrungen als Diabetiker seinen acht Millionen Leidensgenossen in Deutschland klarmachen, dass sie in der Lage sind, alles zu leisten, solange sie die Regeln beachten. Er forderte sich ständig ‚Bis an die Grenzen – und darüber hinaus!‘ – als Motivation gegen die Angst vor der tödlichen Krankheit. Dass ich seine Arbeit beende, ist meine vornehmste Pflicht.«

Joachim Fuchsberger